

HUNGERN

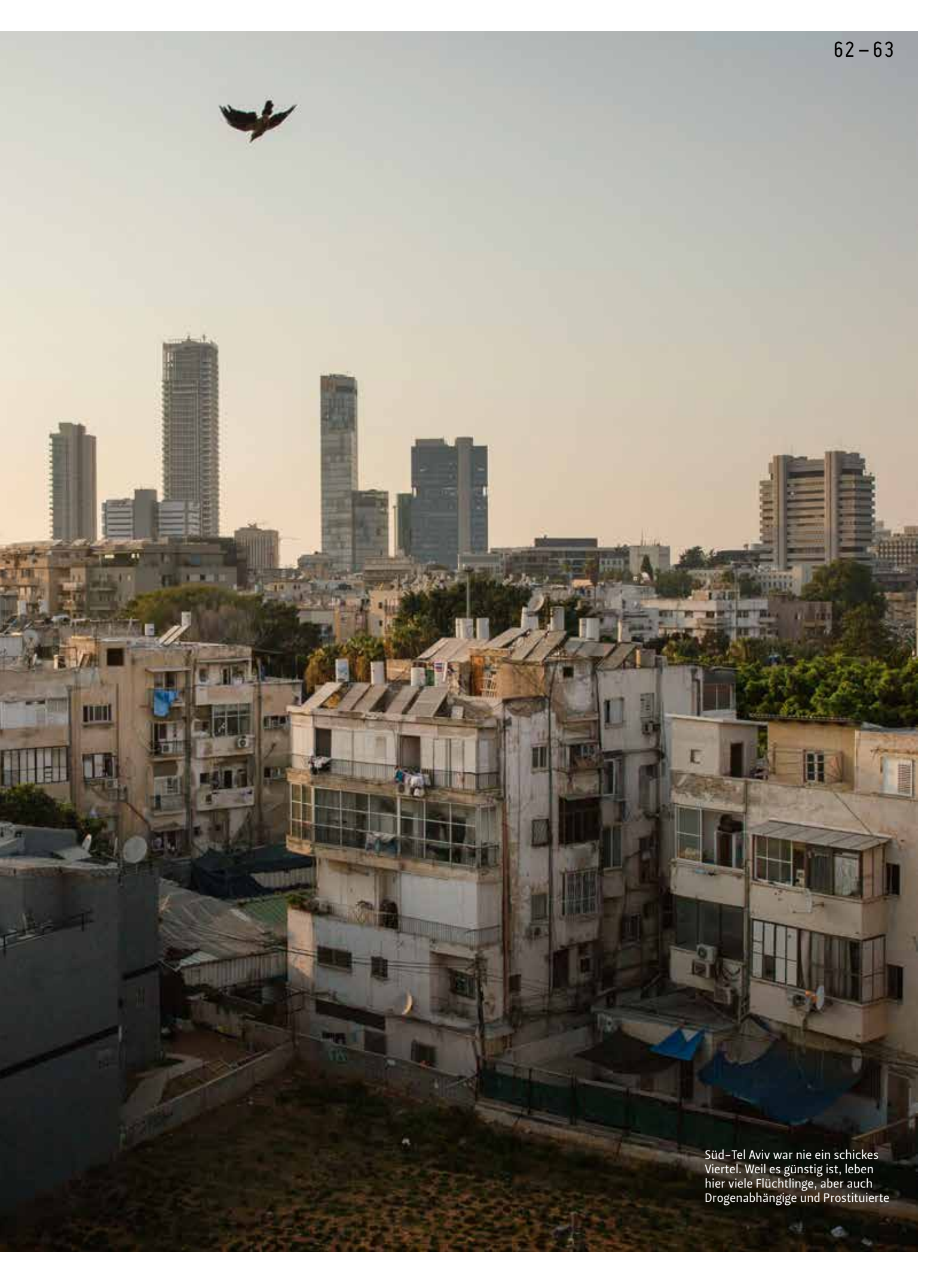
TEXT: MARIA TIMTSCHENKO
FOTO: NANNA HEITMANN

AM

Bluts Lyassu kam nach Israel, weil er die Freiheit suchte, wie 30 000 andere Eritreer, die zurzeit dort leben. Doch nur Juden werden dort als Verfolgte anerkannt. Nicht jüdische Flüchtlinge werden als „Eindringlinge“ weggesperrt

GEDECKTEN TISCH





Süd-Tel Aviv war nie ein schickes Viertel. Weil es günstig ist, leben hier viele Flüchtlinge, aber auch Drogenabhängige und Prostituierte



In Holot leben zurzeit 3300 männliche ledige Flüchtlinge. Die Anlage ist so konzipiert, dass sie für 10 000 Menschen ausgebaut werden kann



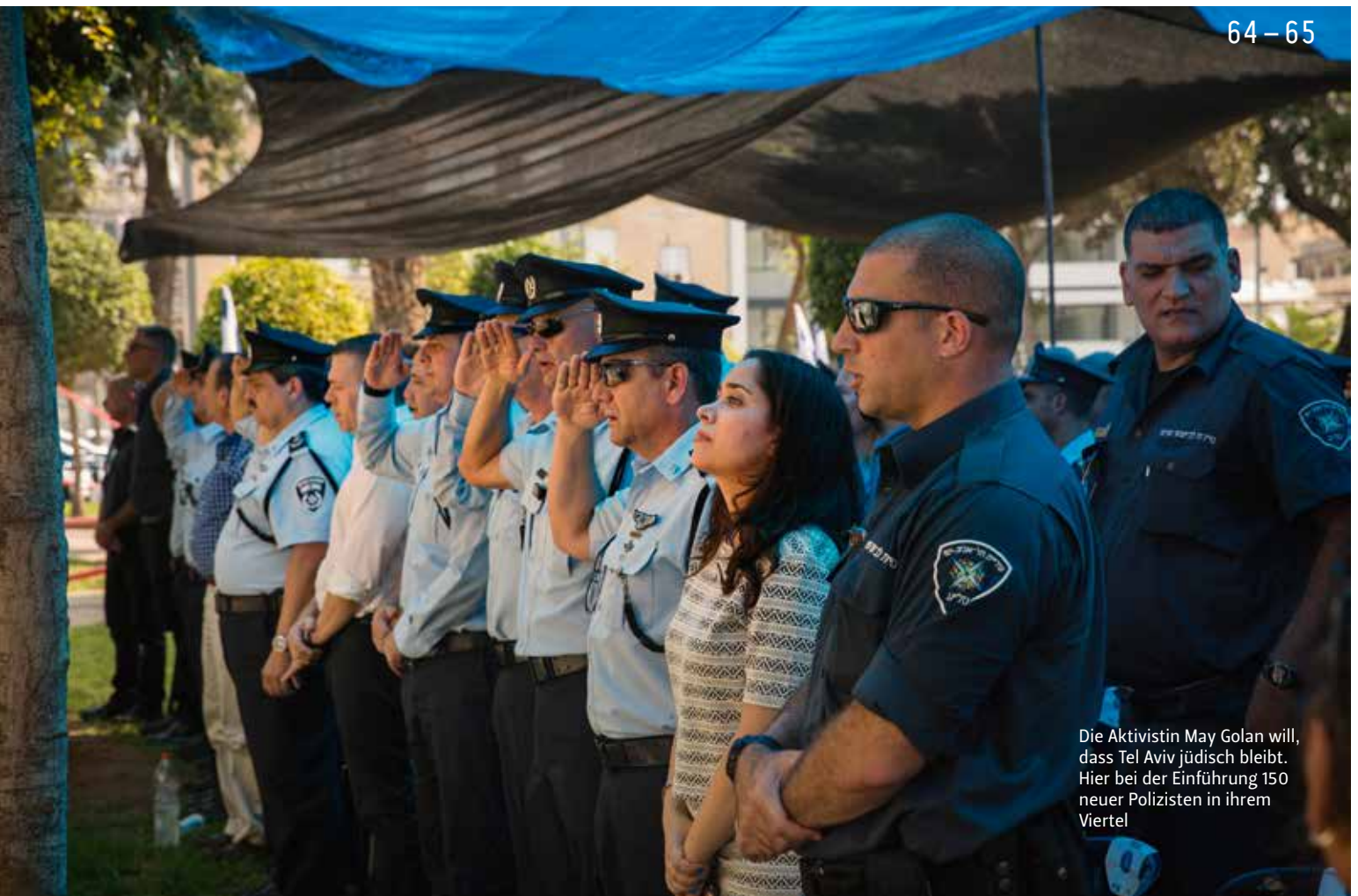
Es gibt einen Ort in Israel, der ist auf keiner Karte verzeichnet. Manche Israelis wissen nicht einmal, dass er existiert. Er liegt bei 30 Grad 52 Minuten 59 Sekunden nördlicher Breite und 34 Grad 27 Minuten 13 Sekunden östlicher Länge. Mitten in der Wüste Negev. Zehn Kilometer weiter beginnt der Sinai, ägyptisches Staatsgebiet. Eine Müllkippe aus Bierdosen, Colaflaschen, Spielkarten und Plastiktüten begrenzt den Ort. Und Büsche, kaum grün, mehr graubraun, von der Sonne verbrannt. Dieser Ort, den es auf offiziellen Karten nicht gibt, ist ein Gefängnis, das offiziell kein Gefängnis ist. Es trägt den Namen Ho-

lot, Hebräisch für „Sanddüne“ und beherbergt 3300 vor allem eritreische und sudanesischen Flüchtlinge. Oder, wie sie im israelischen Gesetzbuch genannt werden: Eindringlinge.

Einer dieser Eindringlinge, die im Nirgendwo der Wüste weggesperrt werden, ist Bluts Iyassu. Als sie ihn nach Holot schickten, war er gerade als Küchenhilfe in einem Fastfood-Restaurant in Ra'ana angestellt, eine Stadt im Herzen Israels. Mit dem Geld, das er verdiente, unterstützte er seine Familie in Eritrea. Doch jetzt sitzt Iyassu schon seit zehn Monaten in Holot ein, das Geld für seine Familie bleibt aus.

Nicht einmal der Mond schien am Himmel über Mendefera in Eritrea, als Iyassu sich am 11. September 2009 aufmachte, sein Land zu verlassen. Es war eine willkommene Dunkelheit, die Schutz versprach. Iyassu nahm nur ein wenig Wasser und Geld mit auf die Reise, dazu eine Handgranate, man kann ja nie wissen. Seiner Mutter erzählte er nichts. „Sie hätte es nicht erlaubt“, sagt er. Drei seiner älteren Brüder waren vor ihm geflohen, das hatte die Familie 12 000 Nakfa gekostet. Umgerechnet etwa 800 Euro, die sie als Buße an den Staat zahlen mussten. Flucht ist in Eritrea Landesverrat.

In der Nacht, in der Iyassu loszog, wusste er nicht viel über Israel. Er hatte im Geschichtsunterricht vom Holocaust gehört und über den Unabhängigkeitskrieg gelesen. Er hatte eine Weile darüber nachgedacht und war zu dem Schluss gekommen:



Die Aktivistin May Golan will, dass Tel Aviv jüdisch bleibt. Hier bei der Einführung 150 neuer Polizisten in ihrem Viertel

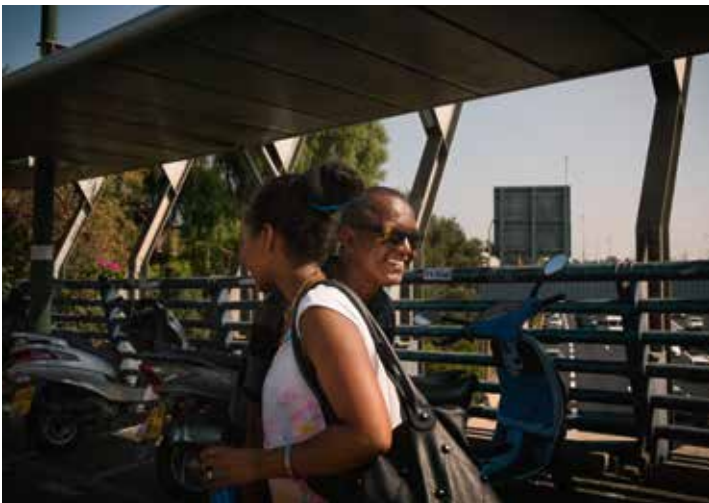
Von allen Ländern, in die man flüchten könnte, müsste Israel das Beste sein. Zum einen ist es auf dem Landweg zu erreichen – Iyassu würde nicht in die Nähe des gefährlichen Mittelmeers kommen, in dem seine Landsleute ertranken, und auch keinen Fuß nach Libyen setzen, wo IS-Kämpfer eritreische Christen abschlachteten. Zum anderen, und das war für Iyassu weit wichtiger, wussten die Juden, was es heißt, geflohen zu sein.

Die Israelis, Gemeinschaft der Geflüchteten, würden ihn zum Essen einladen und an ihrem Tisch willkommen heißen.

So dachte Iyassu. Und so machte er sich auf, aus Eritrea, über den Sudan und den Sinai ins Gelobte Land.

May Golan ist in eben diesem Gelobten Land geboren und aufgewachsen. In Süd-Tel Aviv, sie hat ihr Viertel nie verlassen. Noch immer wohnt die 30-Jährige zusammen mit ihrer 68-jährigen Mutter in einem Appartement nahe der alten Busstation. Vor vielen Jahren kaufte die Mutter die Wohnung, weil sie Süd-Tel Aviv lebendig und kunterbunt fand. Golan schnaubt ein zynisches Lachen: „Eigentlich wollte sie ein Appartement am Rothschild Boulevard kaufen, heute wohl die teuerste Straße der Stadt. Und jetzt? Jetzt wird sie ihre Wohnung nie mehr los, da will doch keiner wohnen.“

Süd-Tel Aviv war nie ein schickes Viertel. Seit Jahrzehnten leben hier viele Ausländer, denn in den 90ern holte Israel vorrangig philippinische und thai-



Bluts Iyassu trifft eine Verwandte in Tel Aviv. Die rechte Schulter gegeneinanderdrücken – eine typisch eritreische Begrüßung



Eritreer lassen ihre Kinder christlich-orthodox taufen. Mädchen werden nach 80 Tagen, Jungen nach 40 Tagen in die Kirche aufgenommen

ländische Altenpflegerinnen ins Land. Außerdem war das Viertel bekannt für seine vielen Prostituierten und Drogenabhängigen. Doch Golan sagt, dass es erst jetzt, mit all den Afrikanern, für sie zum Ghetto geworden sei: „Wir sind die eigentlichen Flüchtlinge hier. Wir Juden sind in Süd-Tel Aviv eine Minderheit, die jeden Tag verfolgt wird. Ich werde beschimpft, sexuell belästigt, ich bin in Gefahr – ich könnte nach Deutschland kommen und um Asyl ersuchen.“

Golan sitzt in einem koscheren Restaurant im touristischen Viertel Old Jaffa in Tel Aviv. Sie hat ein beige-farbenes Kostüm an, ihr kastanienbraunes Haar liegt ordentlich, zu sanften Wellen geformt, auf ihren Schultern. Nachher hat sie noch einen Fernsehtermin bei Channel 20. Zwar geht sie zuvor noch in die Maske, aber vollendet geschminkt hat sie sich bereits. Golan gründete vor fünf Jahren die Organisation „Hebrew City“, die sich dafür einsetzt, dass Tel Aviv und ganz Israel jüdisch bleiben. Schließlich sei es der einzige sichere Zufluchtsort für Juden, die auf der ganzen Welt antisemitischen Angriffen ausgesetzt sind. Golan hat einen eigenen Youtube-Kanal und 15 000 Follower bei Twitter. Sie plant, sich für das israelische Parlament aufstellen zu lassen.

Die junge Frau bestellt Lachsnudeln und panierten Fisch mit Reis. „Unsäglich“, platzt es nach ein paar Happen aus ihr heraus. Sie lässt die Kellnerin kommen und das Essen einpacken, man kann ja nie wissen. „Vielleicht“, sagt sie, „will jemand von meinen Mitarbeitern es morgen essen.“ Sie spricht laut

Rund 42 000 Flüchtlinge leben derzeit in Israel, etwa 30 000 stammen aus Eritrea. Die Hälfte von ihnen hat Asyl beantragt

und lauter sobald sich das Restaurant füllt. Und dabei nimmt Golan kein Blatt vor den Mund. „Politische Korrektheit ist eine Krankheit. Ich wurde nicht dazu erzogen zu lügen.“ Das hat dafür gesorgt, dass sie in den vergangenen Jahren häufig in den Schlagzeilen landete, auch beim rechtskonservativen US-Sender Fox bekam sie einen Auftritt.

Um von Tel Aviv nach New York zu kommen, etwa 9115 Kilometer weit, nahm Golan einen Flieger und war in zehn Stunden da. Sie kann sich auf der Welt frei bewegen.

Zwischen Iyassus Heimatstadt und Tel Aviv liegen 3550 Kilometer. Doch Iyassu kann sich nicht frei bewegen. Er hat keinen Pass. Niemand in Eritrea, der jünger als 50 ist, besitzt einen Pass. Iyassu brauchte bis Tel Aviv neun Monate und etwas mehr als drei Wochen. 2300 Euro kostete die Flucht, fast das Hundertfache seines Monatslohns – bezahlt von seinen Geschwistern im Ausland.

Wie alle Männer in Eritrea wurde auch Iyassu, damals Geographielehrer, zum Militärdienst ein-



Morgens sechs Uhr beginnt die Taufzeremonie in einer der Kirchen in Tel Aviv. Die Frauen sind traditionell gekleidet, das Haar immer bedeckt

gezogen. Laut Gesetz soll dieser 18 Monate dauern, doch kann er von der Regierung auf unbestimmte Zeit verlängert werden. Iyassu verdiente als Soldat umgerechnet etwa 25 Euro im Monat. Zu wenig, um seine Eltern zu unterstützen. Viel zu wenig, um etwas für die eigene Familienplanung zur Seite zu legen.

Iyassu marschierte schnell, immer nachts, tagsüber schlief er unter einem Busch. Bei jedem Schatten, bei jedem Geräusch, das er zu hören glaubte, zuckte er zusammen und warf sich auf den Boden. Am dritten Tag glaubte er, die Grenze bereits passiert zu haben. Iyassu erlaubte es sich, tagsüber zu gehen. Ein Soldat erspähte ihn, legte an und schoss. Der Schuss verfehlte. Iyassu rannte, bis er nicht mehr konnte. Erst als die Dunkelheit hereinbrach, spürte er, wie sein Herzschlag sich nach Stunden zum ersten Mal wieder verlangsamte.

In den meisten Fällen waren es Toyota-Pickups, mit denen die Schlepperbanden ihre Kunden von Karthum bis in den Sinai schmuggelten. In seltenen Fällen auch Mitsubishi. Iyassu sagt, das sind gute Autos, diese Toyotas, robust und geländegängig. Er hat in vielen davon gesessen, mit 17 Leuten auf der Ladefläche, denn mehr passen wirklich nicht darauf. Untergehakt, die Leiber aneinandergedrückt, damit niemand hinunterfällt. Wer fällt, wird zurückgelassen. Ein paar Kilometer vor der israelisch-ägyptischen Grenze wurden sie abgesetzt, 35 Menschen aus zwei Toyotas, darunter auch Frauen und ein Kind. Sie sollten leise sein, ganz leise. Iyassu achtete schon

seit Monaten darauf, nicht zu viele Geräusche zu machen. Außerdem empfahlen die Schlepper: „Schuhe ausziehen! Die Sohlen sind zu laut, die ägyptischen Soldaten werden euch hören und erschießen.“ Also gingen sie barfuß weiter.

Iyassu fläzt in seinem Plastikstuhl, als er das schildert, leiert seinen Bericht von der Flucht herunter wie ein Schulkind, das gelangweilt ein Gedicht vorträgt. Oft schon hat er seine Geschichte erzählt. Dem Innenministerium, den Hilfsorganisationen, der Presse. Die BBC war da und die Deutsche Welle. Geändert hat sich doch nie etwas. Iyassu trägt eine graue Jogginghose, Plastiklatschen und ein oranges T-Shirt. Eritreer, die man auf Tel Avivs Straßen trifft, achten auf ordentliche Kleidung: Hemd, gepflegte Turnschuhe, nie eine kurze Hose. Doch hier in Holot ist alles anders – sie ziehen an, was bequem ist. An der rechten Hand trägt Iyassu einen Siegelring, gekauft von seinem ersten Gehalt in Israel. 250 Euro – angeblich echtes Gold. Signum seines Neuanfangs.

„Jedes Mal, wenn wir Schüsse hörten, sind wir losgerannt“, erzählt er. „Zwei Frauen wurden an der Grenze erschossen, zwei weitere Frauen von den ägyptischen Grenzsoldaten gefangengenommen.“ An der Stelle, an der Iyassu die Grenze überqueren wollte, war damals noch ein kleiner Zaun – ein letztes Hindernis. Seine Füße bluteten, die Dornen in der Wüste Negev hatten sich in seine Fußsohlen gebohrt, als wollten sie ihn nicht gehen lassen. Er kroch un-



Für bestimmte Anlässe kann man in Holot Freigang beantragen – von Freitag bis Sonntag. Bluts lyassu durfte zur Hochzeit seiner Cousine

ter dem Zaun hindurch. Zum ersten Mal betrat Iyassu das Gelobte Land. Die israelischen Soldaten empfangen ihn freundlich.

Zuversicht durchströmte Iyassu. Er ahnte nicht, wie wenig gerechtfertigt sie war. Rund 42 000 Flüchtlinge leben derzeit in Israel, etwa 30 000 stammen aus Eritrea. Die Hälfte von ihnen hat Asyl beantragt. Genehmigt wurden sechs Anträge. Eritreer sind Christen oder Moslems. In Israel ist es Juden vorbehalten, als Verfolgte anerkannt zu werden. Auch können nur Juden israelische Staatsbürger werden – alle anderen bleiben von diesem Recht ausgeschlossen.

Die Aktivistin Golan findet, Israel ist noch lange nicht abweisend genug gegenüber Flüchtlingen. Insbesondere zweifelt sie an der abschreckenden Wirkung von Holot. „Die ganze Einrichtung ist ein Witz. Seit die Eindringlinge zu uns ins Land gekommen sind, hatten sie nur Rechte. Keine Pflichten. Sie zahlen keine Steuern, sie zahlen keine Sozialversicherungen und jetzt werden sie auch noch kostenlos untergebracht. Wen soll das aufhalten, nach Israel zu kommen?“ Dass es mit dem zweimonatigen Visum Flüchtlingen nicht erlaubt ist, legal zu arbeiten und damit auch Teil des Steuer- und Sozialsystems zu werden, beachtet sie nicht. Der Oberste Gerichtshof hat entschieden, dass Flüchtlinge, die einen Arbeitsplatz haben, nicht abgeschoben werden dürfen. Es ist also nicht legal. Aber auch nicht illegal. Es ist irgendwas dazwischen.



Goitom ist Mehari's älterer Bruder. Er lebt in Tiberias. „Wenn ich bei Mehari gewesen wäre“, sagt er „wäre er noch am Leben.“

Die Billigwohnungen in Süd-Tel Aviv sollen modernen Wohngebäuden weichen



Vier Jahre lebte Iyassu in Ra'anana. Anfangs hatte er in einem italienischen Restaurant gejobbt, war Tellerwäscher, half dem Chefkoch. „Ich wurde zum Profi am Pizzaofen“, sagt Iyassu. Als der Laden schloss, wechselte er in eine kleine Fish-and-Chips-Bude.

Alle zwei Monate musste Iyassu seine Aufenthaltsgenehmigung bei der Visa-Erneuerungsstelle in Tel Aviv verlängern. Jedes Mal erbat er sich einen freien Arbeitstag vom Chef, dann reiste er eine Stunde mit dem Bus aus Ra'anana an, meist früh um fünf Uhr, stellte sich in die lange Schlange vor der Behörde und hoffte auf einen Stempel noch am selben Tag. Die Visa-Stelle schließt um 18 Uhr. Wer bis dahin nicht dran war, muss am nächsten Tag wiederkommen. Manche verlieren so ihren Job.

Kurz vor dem fünften Jahrestag seiner Flucht bekam Iyassu keinen Stempel, sondern einen Bescheid, seine Sachen zu packen. Packen wofür? Iyassu spricht Hebräisch, der Beamte in der Visa-Stelle fragte ihn: „Willst du nach Uganda?“ „Nein“, sagte Iyassu. „Willst du nach Ruanda?“ „Nein“, antwortete Iyassu. „Was willst du?“ Iyassu sagte: „Wenn mein Land frei ist, dann verlasse ich euer Land morgen.“ Der Beamte schickte ihn nach Holot.

Holot ist eine offene Einrichtung, so heißt es, ein ganz normales Flüchtlingscamp. Mit Doppelstockbetten, Toiletten, Klimaanlage. Der Unterschied zu einer tatsächlich offenen Einrichtung ist, dass sich in Holot die Flüchtlinge jeden Morgen um sechs und

abends um zehn Uhr melden müssen. Tagüber können sich die Einwohner von Holot frei bewegen. Sie könnten zum Beispiel in die Wüstenstadt Beer Sheva fahren, die eineinhalb Stunden entfernt liegt. Oder nach Tel Aviv – drei Stunden entfernt. Nur bezahlen können sie es häufig nicht. Jeder Insasse bekommt 16 Shekel pro Tag, umgerechnet etwa vier Euro. Die einfache Fahrt nach Beer Sheva kostet 18 Shekel. Also bleibt tagsüber meist nur die Wüste.

2007 verstärkte die eritreische Regierung die Repressionen gegen religiöse Minderheiten. Daraufhin stiegen 2008 die Flüchtlingszahlen in Israel rapide an. Von der Flüchtlingswelle wurde das israelische Parlament, die Knesset, überrascht. Das Land hat 1951 die Genfer Flüchtlingskonvention unterzeichnet, die es untersagt, Flüchtlinge, die Zuhause wegen ihrer Rasse, politischen Überzeugung oder Religion verfolgt werden, in ihre Heimatländer zurückzuschicken. Also ersetzte die Knesset den kleinen hüfthohen Zaun an der Grenze zum Sinai durch einen stärkeren, abschreckenderen Schutzwall. 243 Kilometer lang, 4,70 Meter hoch. Verzinkter Stahl, Stacheldraht, Überwachungskameras und Radaranlagen. Kosten: 370 Millionen Euro. Projektname: Sanduhr. Die Zeit der Flüchtlingsströme war verronnen.

Für den Fall, dass es doch noch jemand über die Grenze schaffen sollte, richtete die Regierung ein Gefängnis ein.

Wie Iyassu wird auch anderen Flüchtlingen die Möglichkeit gegeben, nach Uganda oder Ruanda aus-

Der Eritreer Mullu stellt morgens die Liegen am Strand von Tel Aviv auf und lagert sie abends wieder ein. Er will zurück in seine Heimat



zureisen. 3100 Euro auf die Hand. 1550 Eritreer sind dieses Jahr schon gegangen.

Um die „Eindringlinge“ loszuwerden, hat sich die israelische Regierung um Premierminister Benjamin Netanjahu auf ein Tauschgeschäft mit den beiden afrikanischen Ländern eingelassen. Uganda und Ruanda nehmen 40 000 eritreische und sudanesischen Flüchtlinge auf, dafür bekommen sie von Israel Waffen und Verteidigungs-Know-how.

„Ich habe festgestellt, dass etwas falsch läuft in meinem Land“, sagt Golan, „als eine 83-jährige Frau brutal von einem Eritreer vergewaltigt wurde oder als eine 50-jährige Invalidin von Eritreern vergewaltigt und zusammengeschlagen wurde oder als eine 60-jährige Frau aus ihrem Haus trat, um Milch zu kaufen und dann ohne Grund getötet wurde.“ Golan hat viele solcher Angriffe von Ausländern auf Israelis parat. Beinahe wäre sie selbst vergewaltigt worden, erzählt sie, 200 Meter von ihrem Haus. Die Aussagen, die sich nachprüfen lassen, stimmen. Golan ist klug genug, sich keine dieser Nachrichten auszudenken. Das muss sie auch nicht, tatsächlich hat die Anzahl der Straftaten laut israelischer Polizei mit der Flüchtlingswelle zugenommen.

„Viele Flüchtlinge sind traumatisiert von der lebensbedrohlichen Reise“, erklärt der Psychiater Ido Lurie. „Sie haben in Israel keine Unterbringung, keinen Job. Sie können die Sprache anfangs nicht. Sie werden auf offener Straße beschimpft. Sie haben keine Freunde oder Verwandte. Sie hängen einfach

Wenn Golan und andere Israelis heute Eritreer und Sudanesen als „Eindringlinge“ bezeichnen, löst das, besonders bei älteren Israelis, ein Gefühl der Bedrohung aus



Ab morgens um fünf Uhr bilden sich lange Schlangen vor der Visa-Erneuerungsstelle in Bnei Brak. Manche stehen bis abends 18 Uhr dort

nur rum, im Ungewissen über ihre Zukunft. Das ist eine gute Voraussetzung, kriminell zu werden.“ Seit Februar 2014 leitet Lurie die Gesher-Klinik in Tel Aviv, eine Anlaufstelle für Flüchtlinge mit psychischen Problemen. „Am häufigsten diagnostizieren wir posttraumatische Belastungsstörungen und Depressionen. 15 Prozent sind schizophran“, sagt Lurie. Die Patienten hätten Halluzinationen und Paranoia. „Doch da die Flüchtlinge psychologische Betreuung aus ihren Heimatländern nicht kennen, dauert es lange bis sie sich in die Klinik trauen“, sagt Lurie. Sie medikamentierten sich lieber selbst – häufig mit Alkohol.

„Eritreer sind gewalttätig, weil ihre Kultur gewalttätig ist“, sagt Golan. Oder: „Eritreische Männer vergewaltigen israelische Frauen, weil sie nicht verstehen, dass Frauen genauso viel Wert sind wie Männer.“ Wer Golan als beinharte Aktivistin wahrnimmt, die allein auf weiter Flur ist, der irrt. Denn sie hat einen starken Rückhalt in Regierungskreisen. Erst vor kurzem wurden 150 neue Polizisten, auf Drängen von Golan, in Süd-Tel Aviv eingesetzt. Von der Knesset bekommt sie Rückenwind: Miri Regev, Abgeordnete des Likud, bezeichnete die Flüchtlinge als „Krebsgeschwür im Körper der Nation“. Später entschuldigte sie sich dafür und wurde Ministerin für Kultur und Sport.

Drei Mal die Woche ist die Gesher-Klinik geöffnet. Sonntags, dienstags und donnerstags, jeweils von 15 bis 18 Uhr. Neun Stunden, in denen die etwa 42 000 Flüchtlinge kommen können, die derzeit in Israel leben, um mit einem der vier Psychologen und Psychiater zu sprechen. Getan haben das bislang 660. Auf der Warteliste stehen weitere 180.

Lurie betreut die Flüchtlinge nicht nur psychologisch. Er ist auch dafür zuständig, im Auftrag des Innenministeriums zu beurteilen, ob einer seiner Patienten gesund genug ist, um nach Holot zu gehen; ob er gesund genug ist, ins Gefängnis zu gehen mit über 3000 anderen Gefangenen, die meist auch eine traumatische Reise hinter sich haben, aber nicht therapieren werden; ob er es aushalten wird, ein Jahr in der Wüste zu sitzen und die Zeit abzuwarten.

Seit Beginn des Jahres kamen offiziell nur 18 Menschen illegal nach Israel. Die „Sanduhr“ hat ihre Wirkung gezeitigt.

Golan benutzt mit Vorliebe das Wort „Eindringlinge“ statt „Flüchtlinge“. Damit ist sie auf Staatslinie, denn so steht es im Gesetz. Alles, was Flüchtlinge betrifft, fällt in Israel unter das „Gesetz gegen das Eindringen“. Es stammt aus dem Jahr 1954. Während des Palästina-Kriegs nahm Israel drei Viertel des vormals palästinensischen Territoriums ein. Als wieder Frieden einkehrte, wollten viele der 700 000 geflohenen Palästinenser zurückkehren. Doch wer kam, wurde nach dem „Gesetz gegen das Eindringen“ eingesperrt oder deportiert. Israel wollte keine potentiellen Terroristen ins Land lassen. „Eindringling“ war in den Köpfen der israelischen Bevölkerung gleichgesetzt mit „Terrorist“. Wenn Golan und andere Israelis heute Eritreer und Sudanesen als „Eindringlinge“ bezeichnen, löst das, besonders bei älteren Israelis, ein Gefühl der Bedrohung aus. Bedroht werden will

Drei Brüder und eine Schwester von Mehari leben in Israel. Der älteste von ihnen, Goitom Mesgen, wohnt am See Galilea und arbeitet in einem Restaurant als Küchenhilfe. In Asmara hat er Medizintechnik studiert. An Mehari erinnert er sich nur noch als Kind.



Viele Flüchtlinge arbeiten in Restaurantküchen. Sie verdienen nicht den Mindestlohn und haben kein Recht auf Wochenende oder Krankentage

niemand. Erst recht nicht Israelis. Sie wollen nie wieder Opfer sein.

Gelegentlich bringt der Wüstenwind etwas Erfrischung nach Holot und macht die Sonne, die auf den Nacken brennt, erträglicher. Doch sobald er losbricht, erst sanft, dann stärker, wirbelt er auch Sand auf. Holots Einwohner halten sich dann schützend die Hände vors Gesicht, manche verschwinden in ihren Zimmern. Der Sand reibt auch in Iyassus Augen, er setzt sich fest in den Spalten seines Smartphones. Doch Iyassu mag den Wind – er macht die Wüste Negev zu einem menschenfreundlicheren Ort.

Um 18 Uhr geht Iyassu mit einer Traube Männer ins Gefängnis – Zeit fürs Abendessen. Es gibt Reis und Hühnchen, dazu ein bisschen Soße. Das Essen ist besser geworden in den vergangenen Monaten. Gemeinsam mit Hilfsorganisationen hatten die Insassen gegen die schlechte Qualität protestiert. Jetzt ist es genießbar und Iyassu will nicht klagen. Ein kleiner Erfolg in einem Leben, das er bisher als großen Misserfolg empfindet. Iyassu geht früh schlafen. Morgen wird er wieder um zehn vor sechs aufstehen und gleich nach der Insassenzählung losjoggen, 15 Kilometer durch die Wüste. Wie jeden Morgen, seit er in Holot ist.

In zwei Monaten wird Iyassu aus Holot entlassen. Dann ist die Zeit abgesehen, die das Gesetz ihm zugedacht hat. Er wird zurückgehen nach Ra'anana. Versuchen, wieder einen Job zu finden. Das Leben fortzuführen, aus dem er herausgerissen wurde.

Ein Neuanfang im Neuanfang. Bluts Iyassu war von Zuhause fortgegangen, weil das Leben in Eritrea für ihn keine Zukunft bereithielt. Er hatte gedacht, Israel sei die klügste Entscheidung, die er treffen konnte. Weil die Juden ihn verstehen würden. Wer, wenn nicht sie? „Ich hatte gedacht, sie würden mich zum Essen einladen“, sagt er. „Stattdessen setzen sie den Tisch in Brand, nur damit ich ihr Haus wieder verlasse.“